

Zarathustras Lärchenwald : die Welt ist licht - in Sils-Maria

Autor(en): **Lütkehaus, Ludger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **77 (1997)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ludger Lütkehaus,
geboren 1943, Habilitation in der Neueren Germanistik, Gastprofessor an amerikanischen und deutschen Universitäten, lebt als freier wissenschaftlicher Publizist in Freiburg i. Br. 1979 Sonderpreis der Schopenhauer-Gesellschaft. 1996 Preis für Buch und Kultur. 1997 Max Kade Distinguished Visiting Professor an der University of Wisconsin-Madison.

ZARATHUSTRAS LÄRCHENWALD

Die Welt ist licht – in Sils-Maria

«Warum gingst du nicht in den Wald?» Ein Narr ist es, den Nietzsches Zarathustra so fragt; der Narr ist einer der «Affen Zarathustras». In welchen Wald hätte er gehen sollen? In den Wald von Sils-Maria, über dem See, der sich nach Silvaplana hinüberzieht, zumal, wenn die Lärchen sich verfärben, ihre Nadeln aber noch nicht abgefallenen sind: in Zarathustras Lärchenwald – auch wenn man dabei vor Augenlust närrisch und eben ein «Affe Zarathustras» wird. Er hat diesen Wald öfters als jeder andere Gast von Sils-Maria durchwandert.

Mehrere Wege führen in diesen Wald. Entweder folgt man von Sils-Maria aus dem Weg, der in nordöstlicher Richtung meist unmittelbar am See verläuft, nur manchmal einige Höhenmeter darüber. Nach einer gemächlichen Wanderung von anderthalb Stunden trifft man hier unweit der Hütten und Häuser von Surlej auf den pyramidalen Felsblock, den man den «Zarathustra-Stein» nennt. Nietzsche hat ihn mit seiner Beschreibung um einiges mächtiger aufgetürmt, als er für das normalsichtige Auge ist.

Oder man beginnt direkt hinter dem schlicht-schönen Nietzsche-Haus, an Zarathustras Adler-Denkmal vorbei (die Schlange hat man vergessen, ganz zu schweigen vom Löwen und den Anti-Tieren Esel und Kamel aus dem Tierpark des «Zarathustra»), und zwar mit dem zunächst steileren mittleren Weg in Richtung des Aussichtsplatzes Marmorè, der sich dann aber ebenfalls gemächlich nach Nordosten wendet. Bei Las Plattas rastet man auf einer spektakulären Aussichtskanzel hoch über dem See. Gut möglich, dass es dieser Platz war, wohin Nietzsche Paul Deussen bei dessen Besuch 1887 in Sils-Maria geleitete: «Er führte uns dann zu seinen Lieblingsplätzen. Besonders in Erinnerung ist mir noch ein Rasenlager dicht am Abgrund, hoch über einem in der Tiefe hinabbrausenden Gebirgsbach. «Hier», sagte er, «liege ich am liebsten und habe meine besten Gedanken».» Anschliessend steigt man am Rande eines solchen tosenden Baches, der Ovada la Rabgiusa, die sich über eine Landzunge in den See ergiesst, wieder etwas steiler zum Uferweg ab.

Oder man folgt schliesslich, noch einmal am Nietzsche-Haus beginnend, dem Höhenweg, der zur Alp Prasüra und von dort, öfters schon an der Baumgrenze, über die Hänge von Prugnieu, La Muotta und Foppas hinüber zur Alp Surlej führt, dann wieder hinab zum See. Man sollte aber auch nicht den Weg ganz nach Marmorè hinauf und von da ins Fex-Tal oder den zerklüfteten Schluchtweg vom Nietzsche-Haus ebenfalls in das Fex-Tal auslassen. Und westlich von Sils-Maria wartet noch, weit in den Silsersee hineinreichend, der Wald der Chastè-Halbinsel, die man ganz am Ufer umrunden oder auf der Kammlinie durchqueren kann. Die Chastè ist allerdings durch eine Inflation von Bänken verhunzt: penetrante Doppelpunkte vor der grossen Natur, die aus ihr eine mediokre Sitz- und Parklandschaft gemacht haben – nicht etwa, weil man sich hier besonders schnell müde liefe, sondern weil die narzisstische Begeisterung der Bänke-Stifter sich unbedingt auf gut Holz verewigen musste.

Nietzsche, mehr noch als sein Lehrer Schopenhauer, einer der grossen Wanderer der Philosophie, ist während seiner sieben Sommer in Sils-Maria, auf seinen täglich fünf- bis siebenstündigen Exkursionen vermutlich jeden dieser Wege viele Male gegangen. Indes, auch wenn er den gleichen Weg zu gehen schien, ist er auf den Spuren Heraklits doch niemals denselben Weg gegangen. Am häufigsten freilich hat er, dieser Extremist unter den Denkern, ungeachtet aller antibuddhistischen, antisopenhauerischen Allergien, den mittleren Weg gewählt – einen schon damals

wohlgebahnten Weg, der ihm, dem Augenkranken, ein gedankenverlorenes Wandern ermöglichte.

Alle diese Wege führen in Zarathustras Lärchenwald – inzwischen auch meinen Wald. Ja, fast ist er für mich der Wald der Wälder geworden, obwohl er ein untypischer, ein ganz und gar nicht waldiger Wald ist.

Ein apollinischer Wald

Anfangs habe ich ihn als eine Art von philosophischer Reliquie aufgesucht, als den Raum, an dessen Grenze, beim «Zarathustra-Stein», *Nietzsche* der «Ewige-Wiederkunfts-Gedanke» überfallen hat. Eine sentimentalisch erhitzte philosophische Pietät ist hier wohl öfters dem «Einsiedler von Sils-Maria» nachgestiegen, ohne auch nur von ferne das Risiko eines wirklich erhellenden Irreseins einzugehen. Aber derlei legt sich mit der Wiederkunft des Besuchers. Was bleibt, ist der Wald – der Lärchenwald von Sils-Maria.

In *Robert Pogue Harrison*s Buch «Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur» (München 1992), spielt der Walddenker *Nietzsche* eine beträchtliche Rolle. Doch so aufschlussreich dieses grosse Buch auch mit dem Dionysiker *Nietzsche* die Waldphantasien des Abendlandes analysiert – es spricht nicht vom Wald von Sils-Maria. Der Ort der Ekstase, des orgiastischen Rausches, der mystischen Vereinigung, das Reich der Metamorphosen, wo die harte Schale der vereinzelter Individuen zerspringt, die Ökonomie der Selbstbewahrung zuschanden wird und das hochrationale Subjekt endlich, endlich den Kopf verliert – dieser dionysische Initiationsort, den *Harrison* beschreibt, ist der Wald von Sils-Maria gerade nicht. Wäre er also ein «apollinischer» Wald? Was aber könnte das heissen, wenn es mehr als eine blosser Formel sein soll, die den von *Nietzsche* vorgegebenen und nur zu oft mit fatalem Tief-sinn nachgebeteten Begriffen folgt? Was hiesse es für die sinnliche Anschauung? Gut, Apollo, das ist der Gott des Auges, des schönen Augenscheins. Aber kann man einen «apollinischen» Wald auch wirklich sehen? Was ist überhaupt im Wald von Sils-Maria zu sehen?

Dieser Wald ist das schöne Paradox eines weltoffenen bergenden Naturraumes.

Der Wald ist
das schöne
Paradox eines
weltoffenen
bergenden
Naturraumes.

Ein weiträumiges Hochtal ist es, das Oberengadin, das die Seele weit macht, sie nicht auf die Knie zwingt: Therapieort für Klaustrophobiker, denen jede Enge ein Greuel ist. Von Osten nach Westen geöffnet, erhält es früh das erste Sonnenlicht, spät verliert es das letzte. Umrundet man, wie es zu *Nietzsches* Zeiten noch ungestört möglich war, den Silvaplanner- oder den Silsersee, so folgt man dem Zyklus der Sonne, in einer Landschaft schon südlichen, aber noch alpin klaren Lichts, in einer Höhenluft, die den Dunst der Mittel- und Flachländer nicht kennt (obgleich durchaus die Atembeschwerden des Föhns und die Konfusionen der Gewitter): «alles gross, still und hell, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend».

Über dem See: die Berge, auf der Nordseite die Felsabstürze von Piz Lagrev, Grevaservas, Lunghin; auf der Südseite der Doppelgipfel von La Margna; nach Südosten hin die Gletscherbastionen von Piz Fora, Glüschaint, Il Chapütschin, eine «heroische Idylle», die für den ausschliesslich geistigen Bergsteiger *Nietzsche* das wohl-tätig distanzierte Bild der Gefahr waren.

In die von *Nietzsche* gerühmte «feierliche Stille» schwappten noch nicht die Lärmwellen herüber; die von ihm geliebte «reine Luft» war noch nicht abgasverdreht. Auf dem Weg in den Wald musste er noch nicht die Asphaltparkplätze der Furtschellas-Bahn passieren und jene Extremisten der Bewegungsunwilligkeit hinter sich lassen, deren Trägheit die Gipfel will ohne den Weg dahin. Über die Abgründe waren noch nicht die elenden Drahtseile «zwischen Thier und Übermensch» geknüpft, die um jeden Preis aus den Bergen einen Parcours machen müssen. Das Oberengadin war noch nicht die maltratierte Bergbahnenlandschaft, die es – *Nietzsche* sei es geklagt! – zwischen Corvatsch, Diavolezza, Lagalp und Piz Nair jetzt ist. Aber das meiste davon steht auch heute noch gottlob auf einem anderen Teil des Landeskartenblatts. Hat man einmal die Furtschellas-Bahn unterquert, ist man wieder da, wo *Nietzsche* war: Immerhin über einigen menschlichen Dingen, mitten im Silser Wald.

«Die Welt ist tief», heisst es mit dem Nachtwandlerlied aus «Zarathustra» auf der Steintafel an der äussersten Südwestspitze der Chastè-Halbinsel. Vielleicht ist

sie das. Im Wald von Sils-Maria ist sie tief *und* licht. Er ist weder eine romantische Waldeinsamkeit noch ein wuchernder Urwald noch ein deutscher Tann, wie ihn die deutsche Forstwirtschaft des 19. Jahrhunderts in Reih und Glied organisiert und monokulturell bepflanzt hätte. Nein, keine Verbindung von Waldmystik und Preussentum; noch weniger ein Waldesdom, in dem säkularisierte Waldgänger ihr Naturbrevier abbeten könnten. Näherhin ist es auch nicht der behäbig-«breite Waldgürtel» von Tannen und «alternsten» Fichten, wie *Nietzsche* ihn zwei Jahre vor seinem ersten Aufenthalt in Sils-Maria bei St. Moritz gefunden hat. Es ist ein offener, locker gefügter, massvoll chaotischer Mischwald von stabiler, aber nicht ausufernder Vitalität, bestehend aus Lärchen und Arven, dazwischen Felsblöcke, darunter hier und da Buschwerk und die Polster der Alpenrosen.

Hier herrscht keine Überbevölkerung an Bäumen. Die kräftig ausgreifenden, hoch aufschliessenden Lärchen und Arven halten Abstand zueinander, es sei denn, dass sich einmal zwei von ihnen in innigem gemeinsamen Aufwuchs gefunden haben; ich habe einige solcher Paare – Baum-Siamesen, ohne Zwillinge zu sein – gesehen, das schönste auf der Landzunge unmittelbar am Silvaplanersee. Sonst gewährt der Wald von Sils-Maria den einzelnen Baum-Individuen Raum – der Wanderer nimmt einen Wald wahr, der nach wie vor aus Bäumen besteht. Verschmelzungswünsche können hier nur selten ihr Symbol finden, schon gar nicht die Weltsicht der Herdenmoral.

Thomas Manns «stehendes Jetzt»

Die Arven mit ihren kompakt geschlossenen Silhouetten bieten jene dunklen, gegen Abend oder bei schwerem Wetter fast schwarzen Töne, die den Wald von Sils-Maria grundieren. Der Laut, der dann zu ihnen passt, ist das heisere Krächzen der Bergvögel: «Die Krähen schrei'n» auch in Sils-Maria. Tagsüber wird das immergleiche Grün, dessen Nadeln kaum die Spuren der Jahreszeiten erkennen lassen, den Pastorensohn *Nietzsche* wohl eher an die risikolose ewige Lebendigkeit von Friedhofs-Lebensbäumen erinnert haben. Für den etwas gehobeneren philosophischen



Silvaplaner und Silser See bei St. Moritz.
© Ullstein Bilderdienst, Berlin.

Verschmelzungswünsche können hier nur selten ihr Symbol finden, schon gar nicht die Weltsicht der Herdenmoral.

Geschmack mögen sie das «nunc stans», das «stehende Jetzt» vorstellen, das nicht weit vom Engadin, auf dem Davoser Zaubenberg, den *Nietzsche*-Schüler *Thomas Mann* so sehr fasziniert hat.

Doch der augenscheinlich bestimmende, der schönste Baum des Waldes von Sils-Maria ist die Lärche.

Das Licht, das ihr Astgeäder und die knorrige, vertikal gefurchte Rinde entbirgt, scheint im hinreissenden Farbenspektrum ihrer Nadeln wider – vom linden Grün, wie es sie auch im Bergfrühling auszeichnet, über zahllose Gelbtöne bis ins Ocker, ein tiefes Braun, ein flammendes Rostrot. Anders als die Waldbäume, welche die Oberförster der Unsterblichkeit wegen so sehr lieben, verleugnen die Lärchen das Entstehen und Vergehen nicht. Wenn der Wind, der die Stille dieses Waldes nur um so fühlbarer macht, die schweren Äste bewegt, dann muss man sich von ihnen beregnen lassen, nicht dionysisches Laub, sondern farbige Nadeln im Haar. Und auf dem übersäten Boden wird der Schritt weich und leicht. Die einzige Art von Ewigkeit, die die Lärchen kennen, ist die alljährliche Wiederkehr ihres Nadelkleids. Beim Zarathustra-Stein, unter dem zyklischen Lauf der Sonne, ist *Nietzsche* denn auch nicht von felsenfest-übermenschlicher Ewigkeit, sondern eher eben von dem Gedanken der ewigen *Wiederkunft* erfasst worden.

So sind es die Lärchen, die aus dem herbstlichen Oberengadin jene farbige Lichtlandschaft machen, der sich kein Sehender entziehen kann; jene einzigartige Verbindung von alpiner Klarheit und südlicher Intensität, die Nietzsches poetische Synthesen zu Recht gerühmt haben. «... in dieser beständigen sonnigen Oktoberluft, ... in dieser reinsten Helle und mässigsten Kühle, in dem gesamten anmutig ernsten Hügel-, Seen- und Waldscharakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnees hingelagert hat, hier, wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind und die Heimat aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint: – wie glücklich der, welcher sagen kann: «es gibt gewiss viel Grösseres und Schöneres in der Natur, dies aber ist mir innig und vertraut.» Mag die Welt unter einem teutonischen Himmel schwer werden – hier wird sie leicht in Farbe und Licht.

Wanderer mit Schatten

Freilich darf man den dunklen Grund des Waldes von Sils-Maria nicht vergessen. Insofern er kein romantischer Wald ist, in dessen undurchdringlichem Dickicht die Magie zuhause wäre – in dessen Abgründe man sich verlieren möchte oder zu verlieren fürchtetete – könnte er als der Wald eines Anti-Romantikers, eines Aufklärers erscheinen, der es liebt, die Welt in klarem Licht zu sehen: nicht hier und da eine Lichtung im Wald, sondern der Wald gleichsam als Lichtung. Diese Wahrnehmung hätte bei dem Waldgänger von Sils-Maria genug für sich, weil er bei aller Neigung zum Abgründigen doch immer gerne klar sah. Aber das wäre eine einseitige Perspektive, der zuliebe man schon die Arven vergessen müsste; mehr noch, wie sehr die Lärchen das Licht dieses Himmels mildern und in Farbe verwandeln. Für den migräneleidenden, kopfschmerzgepeinigten Nietzsche, der noch im Wald stets einen Sonnenschirm mit sich führte, ist dieser Wald die Bedingung gewesen, unter der er überhaupt die Sonne ertrug; die Form, in der allein er das Licht geniessen konnte. Nietzsche und der Wald – das ist der Wanderer mit seinem dringend

Für den
Kopfschmerz-
gepeinigten ist
dieser Wald
die Bedingung
gewesen, unter
der er über-
haupt die
Sonne ertrug.

benötigten Schatten. Im Wald von Sils-Maria, da ist ein Aufklärer zuhause, der die Romantik noch in sich hat. Kein Wunder, dass man in diesem Wald Nietzsches wundersame Verse nicht vergessen kann: «Hier sass ich, wartend, wartend, – doch auf Nichts, / Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts / Geniessend, bald des Schattens, ganz nur Spiel, / ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel...». Das Jenseits alles dualistischen Spaltungs-Irreseins.

Nun, auch solches Jenseits stimmt bei dem Pastorensohn Nietzsche noch bedenklich. Es ist, als müsste er selbst hier, im Licht- und Schattengenuss des Waldes von Sils-Maria, noch hinaus und hinüber in eine neue Art von Transzendenz. Dazu passt es, dass er das «Land der Verheissung», die «Ober-Erde» des Engadins «so fern vom Leben, so metaphysisch» empfand und dass ihn der Gedanke all seiner Gedanken, angeblich die «höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, ... 6000 Fuss jenseits von Mensch und Zeit» überfiel. Er ist seiner Herkunft wohl doch nicht ganz entronnen: So sehr er auch in der Welt sein wollte, so sehr musste er zwanghaft über ihr sein.

Doch das ist Pastorenyrik und -poesie. Der Wald von Sils-Maria, mein Wald, sagt anderes. Zwar ist er ein Wald an der Grenze: Vierhundert Meter über den Seen werden die Lärchen, die Arven kleinwüchsiger, verkrüppeln, verlieren sich in Moränenschutt, werden von Lawinen abgeknickt, von Wasserfällen und Bächen talabwärts gestürzt. Aber dieser Wald ist deswegen nicht «jenseits» und nicht «über», vielmehr diesseits, den Wanderern und ihren Schatten und allen menschlichen Dingen offen: eine «reine scharfe Lichtwelt, die gar nicht Sehendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes» hat, kein Land der Verheissung, sondern sinnliche Gegenwart. Und wenn anspruchsvollere Wanderer doch unbedingt höher hinauswollen, dann müssen sie es mit dem Wald von Sils-Maria halten, wie Gottfried Keller, den Nietzsche nach einem Silser Sommer im Zürcher Flachland besuchte, es mit seinem Gott tat. Wenn er strahlt, so allein vor Weltlichkeit – er: Zarathustras Lärchenwald. ♦